

Seneca | Briefe an Lucilius



Lucius Annaeus Seneca

Briefe an Lucilius

Aus dem Lateinischen übersetzt
von Heinz Gunermann, Franz Loretto
und Rainer Rauthe

Herausgegeben, kommentiert und mit einem
Nachwort versehen von Marion Giebel

RECLAM 

1. Buch

1. Brief

Seneca grüßt seinen Lucilius

(1) Handle so, mein Lucilius: Befreie Dich für Dich selbst¹ und sammle und bewahre die Zeit, die Dir bisher entweder geraubt oder heimlich entwendet wurde oder entschlüpfte. Überzeuge Dich, dass es so ist, wie ich schreibe: manche Augenblicke werden uns entrissen, manche entzogen, manche verrinnen. Der beschämendste Verlust jedoch ist der, der durch Nachlässigkeit verursacht wird. Und wenn Du aufmerken willst: ein großer Teil des Lebens entgleitet den Menschen, wenn sie Schlechtes tun, der größte, wenn sie nichts tun, das ganze Leben, wenn sie Nebensächliches tun. (2) Wen kannst Du mir nennen, der irgendeinen Wert der Zeit beimisst, der den Tag würdigt, der sich bewusst wird, dass er täglich stirbt. Darin nämlich täuschen wir uns, dass wir den Tod *vor* uns sehen: ein großer Teil davon ist bereits vorüber; jeden Lebensabschnitt, der hinter uns liegt, hat der Tod in seiner Gewalt.² Handle daher, mein Lucilius, so, wie Du schreibst, halte alle Stunden fest; so wird es geschehen, dass Du weniger vom morgigen Tag abhängig bist, wenn Du den heutigen in die Hand nimmst. Während das Leben aufgeschoben wird, eilt es vorbei. (3) Alles, Lucilius, gehört den anderen, nur die Zeit ist unser; in den Besitz dieses einen flüchtigen und unsicheren Gutes hat die Natur uns gestellt; daraus verdrängt uns, wer immer es will. Und so groß ist die Torheit der Sterblichen, dass sie sich das Geringste und Wertloseste, gewiss aber Ersetzbare, wenn sie es erlangt haben, als Schuld anrechnen lassen, dass aber niemand etwas zu schulden glaubt, der die Zeit in Empfang genommen hat, während doch dies das einzige ist, was nicht einmal ein Dankbarer zurückerstatten kann.

(4) Du wirst vielleicht fragen, was ich tue, der ich Dir diese Ratsschläge erteile. Ich will es frank und frei bekennen: was bei einem den Aufwand liebenden, jedoch gewissenhaften Menschen der Fall ist: Die Rechnung über meine Ausgaben stimmt. Nicht kann ich sagen, dass ich nichts verliere, doch was ich verliere und warum und auf welche Weise, kann ich wohl sagen; ich kann die Gründe meiner Armut [durch den Zeitverlust] angeben. Aber es widerfährt mir das, was den meisten widerfährt, die ohne eigenes Verschulden in Not geraten sind: Alle haben Nachsicht, niemand kommt zu Hilfe. (5) Wie ist es nun? Nicht halte ich den für arm, dem das wenige, das ihm übrigbleibt, genügt: gleichwohl magst Du – das ziehe ich vor – das Deine bewahren, und Du wirst zur rechten Zeit damit beginnen. Denn, so schien es unseren Vorfahren: »zu spät ist die Sparsamkeit am Boden des Fasses«;³ ganz unten bleibt nämlich nicht nur sehr wenig, sondern auch das Schlechteste zurück. Leb wohl!

2. Brief

Seneca grüßt seinen Lucilius

(1) Das, was Du schreibst und was ich von Dir höre, lässt mich für Dich Gutes hoffen: weder verzettelst Du Dich, noch lässt Du Dich durch Ortsveränderungen behelligen. Auf ein krankes Gemüt deutet ein solches Hin und Her: Das erste Zeichen seelischer Gelassenheit ist, so meine ich, innehalten zu können und bei sich zu verharren.⁴ (2) Doch achte darauf, dass diese Lektüre vieler Autoren und Bücher aller Art nicht etwas Unstetes und Haltloses an sich habe. Bei ganz bestimmten Geistesgrößen musst Du verbleiben und Dich von ihnen nähren lassen, willst Du etwas gewinnen, was sich unverlierbar ins Herz einprägen soll. Nirgends ist, wer überall ist.

Leuten, die ihr Leben auf Reisen verbringen, widerfährt dies, dass sie viele Bekanntschaften haben, aber keine Freundschaften; dasselbe geschieht notwendigerweise jenen, die zu niemandes Geist in vertraute Beziehung treten, sondern alles flüchtig und in Eile an sich vorüberziehen lassen. (3) Nicht nützt die Nahrung, noch kommt sie dem Körper zugute, die man nach dem Genuss sogleich wieder von sich gibt. Nichts hemmt die Genesung so sehr wie ein häufiger Wechsel der Heilmittel; nicht kommt die Wunde zur Vernarbung, an der Medikamente erprobt werden; nicht wächst der Schössling kräftig heran, der oft verpflanzt wird; nichts ist so nützlich, dass es im Vorbeigehen hilft. Eine Menge von Büchern zerstreut nur; infolgedessen, da Du nicht lesen kannst, soviel Du haben könntest, genügt es zu besitzen, soviel Du lesen kannst. (4) »Doch bald dieses«, so wendest Du ein,⁵ »bald jenes Buch will ich aufschlagen.« Die Art eines verwöhnten Magens ist es, von vielem zu kosten; sooft das allerlei unvereinbare Dinge sind, bringen sie Schaden und nähren nicht. Anerkannte Autoren lies daher immer, und wenn Du einmal Lust hast, einen Abstecher zu anderen zu machen, kehre zu den ersteren zurück! Beschaffe Dir täglich etwas Hilfe gegen die Armut, etwas gegen den Tod und ebenso gegen sonstiges Ungemach; und wenn Du vielerlei flüchtig durchgesehen hast, so greife eines heraus, um es an jenem Tag zu »verdauen«. (5) Das mache ich selbst auch; aus mehrerem, was ich gelesen habe, eigne ich mir etwas an. Heute ist es das, worauf ich bei Epikur gestoßen bin – ich pflege nämlich auch in fremde Lager überzugehen, nicht als Überläufer, sondern als Kundschafter –: »Eine schöne Sache«, sagt er, »ist eine fröhliche Armut.«⁶ (6) Das ist freilich keine Armut, wenn sie fröhlich ist; nicht wer wenig hat, sondern wer mehr haben will, ist arm. Was kommt es schon darauf an, wie viel er in der Kasse, wie viel er in den Speichern liegen hat, wie viel [Vieh] er weidet oder Geld auf Zinsen ausleiht, wenn er auf frem-

des Eigentum aus ist, wenn er nicht Erworbenes, sondern noch zu Erwerbendes berechnet. Was ist des Reichtums Maß, fragst Du? Das erste, besitzen, was notwendig ist, das nächste, was genug ist. Leb wohl!

3. Brief

Seneca grüßt seinen Lucilius

(1) Briefe zur Aushändigung an mich hast Du, wie Du schreibst, Deinem Freund anvertraut; danach warnst Du mich, mit ihm alles, was Dich betrifft, zu besprechen, da nicht einmal Du selbst gewohnt seist, das zu tun: So hast Du in demselben Brief jenen einen Freund genannt und es widerrufen. Wenn Du nun dieses charakteristische Wort gleichsam in der landläufigen Bedeutung gebraucht und jenen in der Weise ›Freund‹ genannt hast,⁷ wie wir alle Amtsbewerber als ›Ehrenmänner‹ bezeichnen, wie wir Leute, die uns begegnen, wenn uns ihr Name nicht einfällt, mit der Anrede ›Herr‹ begrüßen, so mag es hingehen. (2) Doch wenn Du jemanden für Deinen Freund hältst, dem Du nicht ebenso viel vertraust wie Dir selbst, irrst Du gewaltig und kennst nicht genügend das Wesen echter Freundschaft. Du hingegen berate Dich mit dem Freund in allem, doch vorher über ihn selbst. Nach der geschlossenen Freundschaft muss man vertrauen; bevor sie geschlossen ist, urteilen. Diejenigen aber stellen die richtige Reihenfolge der Pflichten auf den Kopf, die im Widerspruch zu den Weisungen des Theophrast, wenn sie geliebt haben, urteilen, und nicht lieben, wenn sie geurteilt haben.⁸ Überlege lange, ob Du jemanden zum Freund nehmen darfst. Wenn Du zu dem Schluss kommst, dass es geschehen soll, heiße ihn mit dem ganzen Herzen willkommen! Sprich so freimütig mit ihm wie mit Dir selbst. (3) Du allerdings lebe so, dass Du Dir

nichts anvertraut, was Du nicht auch Deinem Feind anvertrauen könntest; doch weil manches vorkommt, was die Sitte zu Geheimnissen gemacht hat, teile Deinem Freund alle Deine Sorgen, alle Deine Gedanken mit! Wenn Du ihn für zuverlässig hältst, wirst Du ihn auch dazu machen;⁹ denn manche haben zu täuschen gelehrt, während sie befürchteten, getäuscht zu werden, und haben dem anderen durch ihren Argwohn das Recht auf eine Verfehlung gegeben. Weshalb sollte ich in Gegenwart meines Freundes irgendein Wort zurückhalten, weshalb sollte ich in seiner Gegenwart nicht glauben, allein zu sein? (4) Manche erzählen, was man nur Freunden anvertrauen darf, Leuten, die ihnen auf der Straße begegnen, und in beliebige Ohren entladen sie alles, was sie quält; manche hingegen scheuen die Mitwisserschaft selbst ihrer Liebsten und begraben tief in ihrem Innern jedes Geheimnis, das sie, wenn es ihnen möglich wäre, nicht einmal sich selbst anvertrauen würden. Keines von beiden sollte man tun, beides nämlich ist ein Fehler, sowohl allen zu vertrauen als auch keinem; indessen möchte ich den einen Fehler als anständiger bezeichnen, den anderen als gefahrloser. (5) So kannst Du beide Gruppen von Menschen tadeln, die, die immer ruhelos sind, und die, die immer ruhen. Denn jene Betriebsamkeit, die am Trubel ihr Vergnügen findet, ist keine echte Tätigkeit, sondern ein ständiges Hin und Her eines aufgeregten Gemütes; und auch das ist keine Ruhe, die jede Bewegung für eine Belästigung hält, sondern Willensschwäche und Trägheit. (6) Daher wird man sich das, was ich bei Pomponius gelesen habe, zu Herzen nehmen: »Manche haben sich so tief in ihre Schlupfwinkel geflüchtet, dass sie meinen, im Trüben sei alles, was im Lichte steht.« Dies ist miteinander zu verbinden: sowohl der Ruhende muss handeln, als auch der Handelnde ruhen. Berate Dich mit der Natur:¹⁰ sie wird Dir sagen, den Tag habe sie geschaffen und die Nacht. Leb wohl!

4. Brief

Seneca grüßt seinen Lucilius

(1) Fahre fort, wie Du begonnen hast, und beeile Dich, so schnell Du es vermagst, um Dich desto länger einer fehlerfreien und ausgeglichenen Sinnesart erfreuen zu können. Du hast zwar einen Nutzen davon, auch während Du Dich von Fehlern befreist, auch während Du Dich um Ausgeglichenheit bemühst; anders jedoch ist jenes Vergnügen, das man empfindet bei der Betrachtung eines von jedem Makel gereinigten und strahlenden Charakters. (2) Du erinnerst Dich jedenfalls noch, welch große Freude Du verspürtest, als Du nach Ablegung der purpurverbrämten Knabentoga die Mänertoga anlegtest und auf das Forum geführt wurdest: Eine größere Freude erwarte, wenn Du den kindlichen Sinn abgelegt hast und Dich die Philosophie unter die Männer aufnimmt. Denn noch immer dauert – nicht die Kindheit, sondern, was bedenklicher ist – kindisches Verhalten an, und es ist deshalb noch schlimmer, weil wir die Autorität der Greise haben, die Fehler der Knaben, und nicht nur der Knaben, sondern der Kleinkinder. Jene schrecken vor Lappalien, diese vor Hirngespinsten zurück, wir vor beiden. (3) Mach Du nur Fortschritte!¹¹ Du wirst erkennen, dass manches gerade deshalb weniger zu fürchten ist, weil es viel Angst verursacht. Kein Übel ist groß, welches das letzte ist. Der Tod kommt zu Dir: Du müsstest ihn fürchten, wenn er mit Dir zusammenbleiben könnte: Er muss zwangsläufig entweder nicht bei Dir ankommen oder an Dir vorübergehen. (4) »Schwierig ist es«, sagst Du, »den Geist zur Geringschätzung des Lebens zu bringen.«¹² Siehst Du nicht, aus welch albernem Gründen es geringgeschätzt wird? Der eine erhängte sich vor der Tür seiner Geliebten mit einem Strick, ein anderer stürzte sich vom Dach, um den scheltenden Herrn nicht länger anhören zu müssen, ein anderer stieß sich, um nicht

von der Flucht zurückgebracht zu werden, das Schwert in die Eingeweide; meinst Du nicht, die Tugend werde das zustande bringen, was eine allzu große Angst zustande bringt? Niemandem kann ein sorgloses Leben zuteilwerden, der über dessen Verlängerung zuviel nachdenkt, der viele Konsuln unter bedeutende Güter zählt.¹³ (5) Übe Dich täglich darin, mit Gleichmut das Leben verlassen zu können, an dem viele so hängen und sich daran klammern wie jene, die vom reißenden Wasser abgetrieben werden, an Dornestrüpp und raue Felsen. Die meisten taumeln zwischen Todesangst und Lebensqualen elend hin und her und wollen nicht leben, wissen nicht zu sterben. (6) Mach Dir also das Leben dadurch angenehm, dass Du alle Besorgnis darum ablegst. Kein Gut nützt dem Besitzer, wenn der Geist nicht auf seinen Verlust vorbereitet ist; nichts aber lässt sich leichter verlieren als das, was nach dem Verlust nicht vermisst werden kann. Ermutige Dich also und härte Dich ab gegen das, was auch dem Mächtigsten widerfahren kann! (7) Über den Kopf des Pompeius haben ein Unmündiger und ein Eunuch ihren Spruch gefällt; über Crassus der grausame und hochmütige Parther; Gaius Caesar [Caligula] befahl Lepidus, seinen Nacken dem Tribunen Dexter hinzuhalten; er selbst überließ seinen eigenen dem Chaerea. Niemanden hat das Schicksal so hoch erhoben, dass es ihm nicht so viel androhte, wie es ihm zugebilligt hatte.¹⁴ Vertraue nicht dieser Windstille: augenblicklich wird das Meer aufgewühlt; noch am gleichen Tag, da die Schiffe schaukelnd dahinglitten, werden sie verschlungen. (8) Bedenke, dass ein Räuber, ein Feind das Schwert an Deine Kehle setzen kann; auch wenn eine höhere Gewalt fern ist: jeder Sklave hat die freie Entscheidung über Dein Leben und Deinen Tod. So sage ich: Wer auch immer sein Leben geringgeschätzt hat, ist Herr über das Deine. Prüfe die Beispiele derer, die im eigenen Haus einem Anschlag zum Opfer gefallen sind, sei es durch offene Gewalt, sei es durch List: Du wirst erken-

nen, dass nicht weniger durch den Zorn der Sklaven als durch den der Könige umgekommen sind. Was macht es Dir schon aus, wie mächtig einer ist, den Du fürchtest, da dies, weswegen Du fürchtest, jeder vermag? (9) Aber wenn Du etwa den Feinden in die Hände fällst, wird Dich der Sieger abführen lassen – doch wohl dorthin, wohin Du ohnedies geführt wirst. Was täuschst Du Dich selbst und erkennst das erst jetzt, was Du seit jeher erduldet hast? So sage ich: Seit Deiner Geburt wirst Du hingeführt. Dies und Ähnliches müssen wir im Geist erwägen, wenn wir die letzte Stunde ruhig erwarten wollen, deren Schrecken alle anderen [Stunden] zu unruhigen macht.

(10) Doch um dem Brief ein Ende zu setzen, vernimm, was am heutigen Tag meinen Beifall gefunden hat – und auch dieses stammt aus fremden Gärten:¹⁵ »Ein großer Reichtum ist eine nach dem Naturgesetz geregelte Armut.« Weißt Du aber, welche Grenzen uns jenes Naturgesetz zieht? Nicht hungern, nicht dürsten, nicht frieren. Um Hunger und Durst zu stillen, ist es nicht nötig, an hochmütigen Schwellen zu sitzen, nicht den überheblichen Blick oder gar eine verächtliche Herablassung zu ertragen. Nicht ist es nötig, Meere zu befahren, noch in den Krieg zu ziehen. Leicht zu beschaffen ist, was die Natur verlangt, und naheliegend. (11) Für Überflüssiges schwitzt man; das ist es, was die Toga abnützt, was uns im Soldatenzelt zu altern zwingt, was uns zu fremden Ufern treibt; zur Hand ist, was genügt. Wer sich mit der Armut gut verträgt, ist reich. Leb wohl!

5. Brief

Seneca grüßt seinen Lucilius

(1) Dass Du Dir beharrlich Mühe gibst und, ohne Dich um alles andere zu bekümmern, nur das eine im Sinn hast, Dich täglich zu bessern, billige ich und freue mich darüber; und ich ermahne Dich nicht nur, so weiterzumachen, sondern ich bitte Dich sogar darum. Davor aber warne ich Dich, nach Art derer, die nicht fortschreiten, sondern sich zur Schau stellen möchten, etwas zu tun, was an Deinem Äußeren oder Deiner Lebensweise Aufsehen erregen könnte.

(2) Vermeide grobe Kleidung, ungeschorenes Haupthaar, allzu ungepflegten Bart, erklärten Hass gegen das Geld, ein Lager auf dem Erdboden und was sonst noch dem Ehrgeiz auf falschem Wege folgt. Genug missliebig ist schon der Name ›Philosophie‹ selbst, auch wenn er maßvoll gehandhabt wird: Was dann, wenn wir uns auch noch dem geselligen Umgang mit Menschen zu entziehen beginnen?¹⁶ Im Innern sei alles anders – unsere Stirn gleiche sich dem Volke an!

(3) Nicht glänze die Toga, sie sei auch nicht schmutzig; kein Silbergeschirr wollen wir besitzen, das mit getriebener Arbeit aus reinem Gold verziert ist, doch halten wir es nicht für ein Zeichen der Anspruchslosigkeit, sich Gold und Silber versagt zu haben! Dies sei unsere Sorge, nach einer besseren Lebensart zu streben als die Menge, nicht nach einer entgegengesetzten: Sonst verjagen wir die, die wir gebessert wissen wollen, und stoßen sie von uns ab; auch das erreichen wir damit, dass sie nichts von unserem Wesen nachahmen wollen, in ihrer Angst, alles nachahmen zu müssen.

(4) Dies verspricht die Philosophie als erstes: Gemeinschaftssinn, Menschenfreundlichkeit und geselliges Zusammenleben; mit dieser Erklärung wird sich unsere Andersartigkeit nicht vertragen. Sehen wir zu, dass dies, womit wir Bewunderung hervorrufen wollen, nicht lächerlich und widerwärtig sei. Freilich, un-

ser Vorsatz lautet, naturgemäß zu leben: Das jedoch ist gegen die Natur, seinen Körper zu peinigen, einfache Eleganz zu verschmähen, Ungepflegtheit anzustreben und nicht bloß minderwertige Speisen zu sich zu nehmen, sondern ekelerregende und abscheuliche. (5) Wie das Verlangen nach delikaten Dingen ein Zeichen der Verwöhntheit ist, so die Abneigung gegen gebräuchliche und billig zu erwerbende ein Zeichen der Torheit. Anspruchslosigkeit fordert die Philosophie, nicht Pein. Doch kann Anspruchslosigkeit auch gepflegt sein. Diese maßvolle Art findet meinen Beifall: In Einklang möge das Leben gebracht werden mit den untadeligen Gewohnheiten und den volkstümlichen; aufschauen sollen alle zu unserem Lebenswandel, ihn aber auch anerkennen. (6) »Was nun? Werden wir dasselbe tun wie die übrigen? Wird zwischen uns und jenen kein Unterschied sein?« Ein sehr großer sogar: Dass wir verschieden sind von der Menge, wisse jeder, der uns näher in Augenschein genommen hat; wer unser Haus betreten hat, bewundere lieber uns als unseren Hausrat. Groß ist jener, der Tongefäße ebenso handhabt wie Silber, doch nicht geringer ist jener, der Silber ebenso handhabt wie Tongefäße. Ein Merkmal zaghafter Sinnesart ist es, Reichtum nicht ertragen zu können.¹⁷

(7) Doch um mit Dir auch den kleinen Gewinn dieses Tages zu teilen – bei unserem Hekaton fand ich den Satz, das Ende heftigen Verlangens wirke auch als Heilmittel gegen die Angst. »Aufhören wirst Du«, sagt er, »zu fürchten, wenn Du aufhörst zu hoffen.« Du wirst einwenden: »Wie können diese so entgegengesetzten Regungen gleichzeitig vorhanden sein?« So ist es, mein Lucilius, obwohl sie einander zu widersprechen scheinen, gehören sie eng zusammen. Wie dieselbe Kette den Gefangenen und den Wachsoldaten verbindet, so schreiten diese so grundverschiedenen Gefühle gemeinsam einher: der Hoffnung folgt die Angst. (8) Und ich wundere mich nicht, dass es so geht: Beides ist das Merkmal eines ab-

hängigen, beides eines in Erwartung der Zukunft beunruhigten Gemütes. Der Hauptgrund für beides liegt darin, dass wir uns nicht auf die Gegenwart einstellen, sondern die Gedanken in weite Ferne vorausseilen lassen; so hat sich die Voraussicht, der größte Vorteil menschlicher Bestimmung, zum Nachteil gewandelt. (9) Wilde Tiere fliehen die Gefahren, die sie sehen; wenn sie ihnen entkommen sind, sind sie sorglos. Wir zermartern uns mit dem Künftigen und dem Vergangenen. Viele von unseren Vorteilen schaden uns. Die Erinnerung bringt die Qual der Angst zurück, die Voraussicht nimmt sie vorweg; niemand ist nur wegen der Gegenwart unglücklich. Leb wohl!

6. Brief

Seneca grüßt seinen Lucilius

(1) Ich fühle, Lucilius, dass ich nicht nur von Fehlern befreit, sondern verwandelt werde;¹⁸ noch nicht aber garantiere oder erhoffe ich, dass in mir nichts Änderungsbedürftiges mehr übrig sei. Wie sollte ich denn nicht noch vieles an mir haben, was gesammelt, was abgeschwächt, was hervorgehoben werden müsste? Und gerade dies ist das Merkmal einer zum Besseren gewandelten Sinnesart, dass sie ihre Fehler, die sie bisher nicht kannte, sieht; manche Kranke werden beglückwünscht, wenn sie ihre Krankheit selbst bemerkt haben. (2) Gerne möchte ich Dich daher an dieser so plötzlichen Verwandlung meines Ich teilnehmen lassen; dann würde ich beginnen, ein festeres Vertrauen in unsere Freundschaft zu setzen, und zwar in jene echte, die weder Hoffnung noch Furcht noch Sorge um den eigenen Vorteil zerreißen kann, jene, mit der Menschen sterben, für die sie sterben. (3) Viele werde ich Dir nennen, die nicht ohne Freund, sondern ohne Freundschaft waren. Dies kann nicht

vorkommen, wenn gleicher Wille, nach dem sittlich Guten zu streben, die Herzen zu einer Verbindung hinzieht. Wie sollte es denn nicht vorkommen? Sie wissen ja, dass sie alles gemeinsam haben, und zwar vor allem das Unglück.

Du kannst Dir nicht vorstellen, welch großen Wert jeder einzelne Tag sichtlich für mich hat. (4) »Sende auch mir«, sagst Du, »was Du als so wirkungsvoll erprobt hast!« Ich wünsche in der Tat, alles auf Dich zu übertragen, und ich freue mich, zu diesem Zweck etwas zu lernen, damit ich belehren kann; denn nicht wird mich irgendeine Sache erfreuen, und mag sie noch so hervorragend und nutzbringend sein, die ich für mich allein wissen soll. Falls mit dieser Einschränkung die Weisheit verliehen würde, dass ich sie eingeschlossen halte und nicht weiterverkünde, würde ich sie wohl zurückweisen; kein Besitz eines Gutes ohne Teilnehmer macht Freude. (5) Ich will Dir daher die Bücher selbst schicken, und damit Du nicht viel Mühe aufzuwenden brauchst, während Du an verschiedenen Stellen dem Förderlichen nachgehst, werde ich Zeichen einlegen, damit Du unverzüglich gerade an das herankommst, was ich billige und bewundere. Mehr jedoch wird Dir die lebendige Stimme und der Umgang als ein aufgesetzter Vortrag nützen; an Ort und Stelle musst Du Dich begeben, erstens, weil die Menschen mehr den Augen als den Ohren trauen, und zweitens, weil lang der Weg ist durch Belehrungen, kurz und wirksam durch Beispiele. (6) Den Zenon hätte Kleanthes nicht wiedergegeben, wenn er ihn lediglich gehört hätte; er nahm an seinem Leben teil, erriet seine geheimsten Gedanken, er beobachtete ihn, ob er auch nach seinem Grundsatz lebe. Platon und Aristoteles und die ganze Schar der Philosophen, die entgegengesetzte Richtungen einschlagen sollte, zogen einen größeren Gewinn aus dem Charakter als aus den Worten des Sokrates; den Metrodoros, Hermarchos und Polyainos machte zu großen Männern nicht die Schule des Epikur, sondern

das Leben mit ihm unter demselben Dach. Nicht aber rufe ich Dich nur dazu herbei, damit Du Fortschritte erzielst, sondern auch, damit Du mich förderst. Sehr viel Nutzen werden wir uns nämlich gegenseitig bringen.

(7) Indessen, da ich Dir doch einen kleinen Tageslohn schulde, will ich Dir mitteilen, woran ich heute bei Hekaton Gefallen fand. »Du fragst«, sagt er, »wie weit ich heute gekommen bin. Ich habe begonnen, mir ein Freund zu sein.« Einen großen Fortschritt hat er gemacht: Nie wird er allein sein. Wisse, dass er allen ein Freund ist. Leb wohl!

7. Brief

Seneca begrüßt seinen Lucilius

(1) Was Du nach meinem Dafürhalten hauptsächlich meiden sollst, fragst Du: die Menge. Noch nicht wirst Du Dich ihr gefahrlos anvertrauen. Ich wenigstens werde meine Schwäche bekennen: Niemals bringe ich meinen Charakter, den ich [in die Öffentlichkeit] hinausgetragen habe, [unverändert] wieder zurück;¹⁹ etwas von dem, was ich geordnet habe, gerät durcheinander, etwas von dem, was ich verscheucht habe, stellt sich wieder ein. Was den Kranken widerfährt, die ein langwieriges Siechtum so sehr angegriffen hat, dass sie ohne einen Rückfall nirgendwohin ins Freie gebracht werden können, das widerfährt uns, deren Geist sich von einer langen Krankheit wieder erholt. (2) Verhängnisvoll ist der Umgang mit vielen. Es gibt niemanden, der uns nicht irgendein Laster empfiehlt oder aufdrückt oder ohne unser Wissen anhängt. Jedenfalls, je größer die Volksmenge ist, unter die wir uns mischen, umso größer ist die Gefahr. Nichts aber ist so schädlich für einen guten Charakter, wie bei irgendeinem Schauspiel müßig dabeizusitzen. Da nämlich

schleichen sich durch das Amüsement spielend leicht Fehler ein. (3) Was, meinst Du, will ich wohl damit sagen? Geldgieriger kehre ich heim, ehrgeiziger, genussüchtiger, mehr noch, grausamer und unmenschlicher, weil ich unter Menschen war. Zufällig geriet ich [im Circus] in eine Mittagsvorstellung in Erwartung von Scherz und Witz und etwas Entspannung, wodurch sich die Augen der Menschen von menschlichem Blutvergießen erholen können. Ganz im Gegenteil: Alle früheren Kämpfe waren Barmherzigkeit; jetzt verzichtet man auf Possen, und es ist der reine Menschenmord. Sie haben nichts, um sich zu schützen; dem Schlag mit dem ganzen Körper ausgesetzt, stoßen auch sie mit der Hand niemals vergeblich zu. (4) Das ziehen die meisten den üblichen und vielbegehrten Kämpferpaaren vor. Warum sollten sie es nicht vorziehen? Kein Helm, kein Schild wehrt die Waffe ab. Wozu Harnisch? Wozu Fechtkünste? All das verzögert nur den Tod. Frühmorgens werden Menschen den Löwen und Bären, mittags ihrem eigenen Publikum vorgeworfen. Schlächter lässt man angehenden Schlächtern vorwerfen und spart den Sieger für ein weiteres Blutvergießen auf. Das Ende für die Kämpfenden ist der Tod. Mit Feuer und Schwert geht man vor. Das geschieht während der Pause in der Arena. (5) »Doch einen Raubüberfall hat so mancher verübt, einen Menschen umgebracht.« Was dann? Weil er ein Mörder ist, hat er es verdient, das zu erleiden: Was aber hast Du, Elender, verdient, dass Du Dir das anschaust? »Töte, schlag zu, brenne! Warum läuft er so furchtsam ins Schwert? Warum tötet er so zaghaft? Warum stirbt er so ungern? Mit Peitschenhieben treibe man ihn seinen Wunden entgegen, ihre gegenseitigen Schwertstreiche sollen sie mit bloßer und willig dargebotener Brust auffangen!« Man hat die Vorstellung unterbrochen: »Unterdessen schneide man den Menschen die Kehle durch, damit wenigstens etwas geschieht!« Nun gut, auch das wollt ihr nicht begreifen, dass schlechte Beispiele auf jene zurück-

wirken, die sie geben? Sagt Dank den unsterblichen Göttern, dass ihr denjenigen grausam zu sein lehrt, der es nicht lernen kann.²⁰

(6) Entziehen muss man der Volksmenge das empfindsame und im Guten noch zu wenig gefestigte Gemüt: Leicht geht man zur Mehrheit über. Einem Sokrates, Cato und Laelius hätte eine andersartige Menge ihren Charakter auszutreiben vermocht; noch viel weniger kann einer von uns, die wir noch sehr an der Formung unserer Wesensart zu arbeiten haben, dem Ansturm der Laster, wenn sie mit einem so großen Gefolge anrücken, standhalten. (7) Ein Beispiel von Schwelgerei oder Habsucht richtet viel Unheil an. Ein verwöhnter Tischgenosse entkräftet und verweichlicht uns allmählich; ein reicher Nachbar erregt unsere Habsucht; ein bössartiger Gefährte steckt auch einen noch so makellosen und ehrlichen Menschen mit seiner Verkommenheit an. Was glaubst Du wohl, widerfährt diesen Charakteren, die in der Öffentlichkeit Angriffen ausgesetzt sind? (8) Du musst entweder nachahmen oder hassen. Beides aber sollte man vermeiden: Werde nicht ähnlich den Bösen, weil sie viele sind, und nicht feindlich den vielen, weil sie anders sind! Ziehe Dich in Dich selbst zurück, soweit Du kannst! Verkehre mit solchen, die Dich bessern wollen, lass jene zu Dir, die Du zu bessern vermagst! Das erfolgt gegenseitig, und während die Menschen lehren, lernen sie. (9) Es besteht kein Grund, dass Dich der Ehrgeiz, Dein Talent dem Publikum zur Schau zu stellen, in die Öffentlichkeit führt, mit der Absicht, den Leuten etwas vorzutragen oder mit ihnen zu diskutieren; ich wollte, dass Du es tust, wenn Du eine für dieses Volk passende Ware hättest: Aber es gibt niemanden, der Dich verstehen könnte. Vielleicht wird sich der eine oder andere efinden, und auch ihn musst Du dann erst heranbilden und anleiten zum Verständnis Deines Wesens. »Für wen also habe ich dies gelernt?« Du brauchst nicht zu fürchten, dass Deine Mühe vergeblich war, wenn Du für Dich gelernt hast.

(10) Doch um nicht für mich allein heute gelernt zu haben, will ich Dir drei vortreffliche Sprüche von ungefähr gleicher Bedeutung, die mir heute bei der Lektüre begegnet sind, mitteilen; einen davon wird dieser Brief als Schuld einlösen, zwei nimm schon im voraus entgegen. Demokrit sagt: »Einer gilt mir für das Volk und das Volk für einen.« (11) Treffend erwiderte auch jener, wer immer es auch war – man ist sich nämlich über den Autor nicht im klaren – auf die Frage, welchen Zweck diese so gründliche Beschäftigung mit einer Kunst verfolge, die nur bei ganz wenigen ankommen würde, »genug sind mir wenige, genug ist einer, genug ist keiner«. Ganz hervorragend fasste diesen dritten Gedanken Epikur in Worte, als er einem Mitarbeiter an seinen Studien schrieb: »Das widme ich nicht vielen, sondern Dir; denn wir beide sind einer dem anderen ein hinreichend großer Zuhörerkreis.« (12) Dies, mein Lucilius, musst Du in Deinem Herzen verwahren, damit du ein Hochgefühl verachtest, das aus der Zustimmung der Menge kommt. Viele loben Dich: Hast Du etwa einen Grund, Dir zu gefallen, wenn Du so einer bist, den viele begreifen? Nach innen seien Deine Vorzüge gerichtet! Leb wohl!

8. Brief

Seneca begrüßt seinen Lucilius

(1) »Du forderst mich auf«, sagst Du, »die Menge zu meiden, mich zurückzuziehen und mit meinem guten Gewissen zufrieden zu sein? Wo bleiben eure berühmten Lehren, die verlangen, mitten im Handeln zu sterben?« Wie? Ich scheine Dir Untätigkeit zu empfehlen? Dazu habe ich mich verborgen und meine Tür verschlossen, um möglichst vielen nützen zu können. Kein Tag vergeht mir im Nichtstun;²¹ einen Teil der Nächte nehme ich für die Studien in An-

spruch; nicht habe ich Zeit für den Schlaf, sondern unterliege ihm, und wenn mir die Augen vom Wachsein ermüdet sind und von selbst zufallen wollen, halte ich sie bei der Arbeit fest. (2) Zurückgezogen habe ich mich nicht nur von den Menschen, sondern auch von den Geschäften, und zwar in erster Linie von meinen eigenen Geschäften: Ich arbeite im Interesse der Nachwelt. Für sie zeichne ich manches auf, was ihr zugutekommen kann; wohltuende Mahnungen, gleichsam Rezepte für nützliche Heilmittel, halte ich schriftlich fest, nachdem ich ihre Wirksamkeit an meinen Geschwüren erprobt habe, die, auch wenn sie nicht völlig ausgeheilt sind, doch aufgehört haben, weiter um sich zu greifen. (3) Den rechten Weg, den ich spät und müde von Verirrungen erkannt habe, weise ich anderen. Ich rufe: »Meidet alles, was der Masse gefällt, was der Zufall bringt, macht bei jedem unerwarteten Glück misstrauisch und ängstlich halt: Das Wild und der Fisch lassen sich durch eine lockende Hoffnung täuschen. Als Schicksalsgaben seht ihr dies an? Fallen sind es. Jeder von euch, der ein sicheres Leben führen will, gehe, so gut er kann, diesen Leimködern aus dem Weg, bei welchen wir Unglückseligen auch darin getäuscht werden: wir glauben sie zu halten und hängen daran fest. (4) In die Abgründe führt dieser Weg; dieses hervorragende Leben endet im Sturz. Sodann ist es auch nicht möglich zu widerstehen, wenn der Erfolg begonnen hat, uns vom rechten Weg abzubringen, oder wenigstens aufrecht oder ein für allemal unterzugehen. Das Schicksal wirft uns nicht einfach um, sondern schleudert uns kopfüber in die Tiefe und zerschmettert uns. (5) Haltet daher an dieser vernünftigen und gesunden Lebensweise fest, dass ihr dem Körper nur so viel gewährt, was für das Wohlbefinden genügt. Er muss härter angefasst werden, damit er dem Geist nicht ungehorsam sei: Die Nahrung stille den Hunger, der Trank lösche den Durst, das Kleid bewahre vor Kälte, das Haus sei ein Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Ob die-

ses nun aus Rasenstücken oder buntgemasertem Gestein einer fremden Gegend erbaut ist, macht gar keinen Unterschied: Ihr sollt wissen, dass der Mensch unter einem Strohdach ebenso sicher ist wie unter einem aus Gold. Verachtet alles, was überflüssige Mühe als Schmuck und Zierde anbringt; bedenkt, dass nichts außer dem Geist bewundernswert ist; und einem Geist, der selber groß ist, ist nichts groß.« (6) Wenn ich so zu mir, wenn ich so zur Nachwelt spreche, scheint es Dir nicht, dass ich mehr Nutzen bringe, als wenn ich mich zum Verhandlungstermin als Anwalt einfände oder auf die Testamentsurkunde meinen Siegelring aufdrückte oder im Senat einem Amtsbewerber meine Stimme und Hand zur Verfügung stellte? Glaube mir, die nichts zu leisten scheinen, leisten Größeres: Sie beschäftigen sich mit Menschlichem und Göttlichem zugleich.²²

(7) Doch schon muss ein Ende gemacht und etwas, wie ich es mir vorgenommen habe, für diesen Brief bezahlt werden. Es wird nicht aus meinen Mitteln geschehen: immer noch beuten wir Epikur aus, von dem ich am heutigen Tag folgendes Wort gelesen habe: »Der Philosophie musst Du dienen, damit Dir die wahre Freiheit zuteilwerde.« Nicht wird auf den nächsten Tag vertröstet, wer sich ihr unterworfen und anvertraut hat: Auf der Stelle wird er im Kreise herumgeführt;²³ denn gerade dieser Dienst an der Philosophie ist Freiheit. (8) Mag sein, dass Du mich fragst, warum ich von Epikur so viele treffende Sprüche lieber anführe als von den Unseren: Doch welchen Grund hast Du anzunehmen, diese Worte gehörten Epikur und nicht der Allgemeinheit? Wie viele Dichter sprechen aus, was Philosophen gesagt haben oder sagen müssten? Nicht will ich die Tragiker noch unsere Lustspiele erwähnen – es besitzen nämlich auch diese einen gewissen Ernst und nehmen zwischen den Komödien und Tragödien den mittleren Platz ein –: Wie viele feinsinnige Verse stehen unbeachtet in den Mimen!²⁴ Wie viele Sprüche des Publilius müssten nicht von mimischen,

sondern von tragischen Schauspielern gesprochen werden! (9) Einen seiner Verse, der sich auf die Philosophie bezieht, und zwar auf dieses Problem, das wir eben behandelt haben, möchte ich zitieren, in dem er bestreitet, dass Geschenke des Zufalls zu unserem Besitz zu rechnen seien:

»Ein fremdes Gut ist alles, was nach Wunsch eintrifft.«

[Publilius Syrus, *Sententiae* 319]

(10) Dass Deine Formulierung dieses Gedankens weit besser und straffer ist, erinnere ich mich:

»Nicht Dein ist, was das Schicksal Dir geschenkt.«

Ferner will ich den folgenden, noch besseren Spruch aus Deinem Munde²⁵ nicht unerwähnt lassen:

»Ein Gut, das uns gegeben, kann verlorengehen.«

Das bringe ich nicht als Zahlung in Rechnung: Von dem Deinen gebe ich Dir. Leb wohl!

9. Brief

Seneca begrüßt seinen Lucilius

(1) Ob mit Recht in einem Brief Epikur diejenigen tadelt, die sagen, der Weise genüge sich selbst und bedürfe daher des Freundes nicht, das verlangst Du zu wissen. Dies wirft Epikur dem Stilpon und jenen vor, denen ein leidenschaftsloser Charakter als das höchste Gut erschien.²⁶ (2) Notwendig geraten wir in eine Doppeldeutigkeit,

wenn wir ἀπάθεια [Leidenschaftslosigkeit] mit einem Wort rasch wiedergeben und dafür *impatientia* sagen wollen [Abneigung, etwas zu ertragen bzw. Empfindungslosigkeit]: Man wird nämlich das Gegenteil von dem, was wir bezeichnen möchten, verstehen können. Wir möchten damit die Eigenschaft dessen bezeichnen, der jede Empfindung des Leides von sich weist. Annehmen aber wird man, es handle sich um den, der kein Leid ertragen kann. Überlege nun, ob es zweckmäßiger ist, von einem unverwundbaren Charakter zu sprechen oder von einem Charakter jenseits aller Empfindung. (3) Folgender Unterschied besteht zwischen uns und jenen [den Anhängern Stilpons]: Unser Weiser überwindet zwar jedes Missgeschick, aber er empfindet es; der ihre empfindet es nicht einmal. Die Behauptung aber, der Weise genüge sich selbst, ist uns und jenen gemeinsam. Aber dennoch wünscht er, einen Freund zu haben, einen Nachbarn und Kameraden, obwohl er sich selbst genügt. (4) Beachte, wie er mit sich selbst zufrieden ist: Dann und wann ist er auch mit einem Teil von sich zufrieden. Wenn ihm Krankheit oder Feind eine Hand abgehauen, wenn ihm ein Unfall ein oder beide Augen ausgeschlagen hat, wird ihn, was ihm übriggeblieben, zufriedenstellen, und er wird trotz seines verkrüppelten und verstümmelten Körpers ebenso heiter sein, wie er es mit dem unversehrten war. Aber wenn er die fehlenden Körperteile auch nicht vermisst, ist ihm ihr Vorhandensein doch lieber. (5) In diesem Sinn genügt der Weise sich selbst, nicht dass er ohne Freund sein will, sondern dass er es kann; und das, was ich mit »er kann es« meine, ist solcherart: Den Verlust des Freundes erträgt er mit Gelassenheit. Ohne Freund aber wird er niemals sein: In seiner Macht liegt es, wie schnell er ihn wieder ersetzt. Wie Phidias, hat er eine Statue verloren, sofort eine andere schaffen wird, so wird dieser Künstler im Zustandebringen von Freundschaften einen anderen an Stelle des verlorenen setzen. (6) Du fragst, auf welche Weise er einen

Freund rasch gewinnen soll? Ich werde es Dir sagen, wenn ich mit Dir darin übereingekommen bin, dass ich Dir meine Schuld sofort bezahle, und dass wir, was diesen Brief angeht, abrechnen. Hekaton sagt: »Ich will Dir einen Liebestrank zeigen ohne Drogen, ohne Wunderkraut, ohne den Zauberspruch irgendeiner Giftmischerin: Wenn Du geliebt werden willst, liebe!«²⁷ Es bringt aber nicht nur der Umgang in alter, beständiger Freundschaft große Freude mit sich, sondern auch der Beginn und die Anbahnung einer neuen. (7) Der Unterschied zwischen dem Bauern, der erntet und dem, der sät, ist der gleiche wie zwischen dem, der einen Freund gewonnen hat und dem, der ihn gewinnt. Der Philosoph Attalus pflegte zu sagen, angenehmer sei es, einen Freund zu gewinnen, als zu besitzen, »wie es für einen Künstler angenehmer ist zu malen, als gemalt zu haben«. Jene mit der Arbeit am eigenen Werk verbundene geistige Spannung vermittelt gerade während der Beschäftigung selbst einen ungeheuren Genuss: Nicht gleichermaßen freut sich, wer vom vollendeten Werk die Hand weggenommen hat. Schon genießt er die Frucht seiner Kunst; die Kunst selbst genoss er, während er malte. Fruchtbringender ist die Jugendzeit der Kinder, doch ihre Kindheit lieblicher.

(8) Nun zurück zu unserem Thema! Auch wenn der Weise sich selbst genügt, will er dennoch einen Freund besitzen, wenn schon für nichts anderes, als um Freundschaft zu üben, damit ein so großer Wert nicht brachliege, nicht aber zu dem Zweck, wie Epikur in ebendiesem Brief sagte, »um jemanden zu haben, der ihm im Krankheitsfall beistehe, ihm, wenn er in Fesseln geschlagen oder mittellos ist, zu Hilfe eile«, sondern um jemanden zu haben, dem er selbst im Krankheitsfall beistehe, den er selbst aus feindlicher Gefangenschaft befreie. Wer auf sich Rücksicht nimmt und deshalb eine Freundschaft eingeht, ist auf dem Holzweg: Einen Freund hat er gewonnen, der ihm gegen die Gefangennahme Hilfe bringen